



MARGRET GREINER

„ICH WILL
UNSTERBLICH
WERDEN!“

FRIEDERIKE BEER-MONTI
UND IHRE MALER

K&S

Margret Greiner • „Ich will unsterblich werden!“

Margret Greiner

„ICH WILL
UNSTERBLICH WERDEN!“

Friederike Beer-Monti und ihre Maler

.....



BILDNACHWEIS:

Suppan Fine Arts: S. I; S. 35, 55, 131, 231, 234, 243, 278, 293; in: Martin Suppan (Hg.), *Hans Böhler. Leben und Werke*, Wien 1990.

Galerie Belvedere: S. IV © Artothek des Bundes, Dauerleihgabe im Belvedere, Wien (Foto: Johannes Stoll).

picturedesk.com/IMAGNO: S. II, III; S. 61, 116, 120, 142, 153, 176.

Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek: S. 39 (Pf31390C1).
wiener-werkstaette-postkarten.com (Auktionshaus Markus Weissenböck): S. 85.

www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-01185-3

Copyright © 2019 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien
Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Christine Fischer

Unter Verwendung eines Fotos von picturedesk.com/IMAGNO

Lektorat: Paul Maercker

Satz und typografische Gestaltung: Sophie Gudenus

Druck und Bindung: Finidr, Český Těšín

Malerei ist Ankommen an einem anderen Ort.

FRANZ MARC

Für Wilhelm Rasinger

PROLOG

Es langt!“ Sie schrie es mehr, als dass sie es sagte. Mit großer Geste riss sie die Leinwand von der Staffelei, sie musste mit beiden Händen zupacken, stürzte zum Ausgang und lief, soweit das sperrige Stück es erlaubte, im Sturmschritt auf die einige Häuser weiter wartende Autodroschke zu. Sie hatte den Wagen mit Bedacht gewählt, er war groß genug, um das Gemälde darin zu verstauen. Denn das Bild maß 130 mal 168 Zentimeter: Lebensgröße.

Sie schaute sich nicht um, atmete heftig, als sei die Luft in Hietzing dünn geworden, erwartete, dass der Maler hinter ihr herlief oder -rief, sein Gemälde zurückverlangte. Aber alles blieb still in der Feldmühlgasse, nur die vielen Katzen waren aufgeregt nach allen Richtungen in den Garten gestoben, die furiose Frau war ihnen nicht geheuer.

Der Fahrer kam mit dem Rangieren der überdimensionierten Leinwand nicht zurecht, verkantete das Bild immer neu, schob es durch die Beifahrertür auf die hinteren Sitze. Schließlich hatte er es so verstaut, dass kein Platz für sie übrig blieb, sie musste sich auf ihrem Sitz halb unter die Leinwand ducken, ihr gemalter Kopf lag auf ihrem realen. Sie fühlte sich wie eine Kriminelle, die soeben die Kronjuwelen aus dem Tower geraubt hat.

Der Fahrer kannte die Adresse ihrer Wohnung in der Laimgrubengasse 4. Gott sei Dank redete er nicht, fragte sie nicht aus, sagte nichts zu dem Bild, nichts zu ihrer merkwürdigen Kleidung, hatte sie ihre Kostümierung doch anbehalten, ihre Alltagskleidung einfach nur von der Chaiselongue gerafft und über die

Schulter geworfen. Mit der Gelassenheit eines Mannes, der schon viele Verrückte gesehen und gefahren hat, schloss der Chauffeur die Wagentür. Hüllte sich in Schweigen, kein Wort über Gott und die Welt, den Krieg an der Front und die Misere in der Heimat. Und schon gar nicht über Kunst oder Künstler.

Obwohl dieser Maler in Wien nicht ausschließlich in Kreisen von Kunstkennern bekannt war. Hatte durch Ausstellungen, aber auch durch handfeste Skandale hinreichend auf sich aufmerksam gemacht. Aber die Zeit, in der jeden Monat ein Foto von ihm in den Tageszeitungen erschien, war vorbei. Mitten im Krieg gab es brennendere Themen und wichtigere Personalien.

Sie hatte über fünf lange Monate erduldet, dem Maler Modell zu stehen, dreimal die Woche drei Stunden. Hatte den Garten in der Feldmühlgasse in herbstlichen Farben leuchten, in Schnee und eisiger Kälte erstarrt, im Frühjahr im ersten Bluste auferstehen sehen. Während draußen in der Welt der Krieg wütete, war in diesem abgelegenen Winkel die Zeit zum Stillstand gekommen, die Welt in ein hermetisches Reich verwandelt, in dem Öl und Terpentin regierten. Und ein stummer Mönch vom Orden der schweigenden Barfüßer hinter einer Staffelei verschwand.

Der Maler, der so gerne mit Händen und mit Worten gerauft hatte, war merkwürdig ruhig geworden. Wie ein Monolith stand er in seinem Atelier, ohne ein Wort zu sagen, gab nur manchmal Laute von sich, die einem Gurren ähnelten. Ab und an legte er den Pinsel aus der Hand, schnappte sich eine Katze, die durchs Atelier schlich, hauperte sie mit feinen Strichen gegen das Fell. Oder er ging in den Vorraum, wo junge Modelle warteten. Und strich vermutlich die gegen das Fell.

Wenn sie sich, dankbar für die Ablenkung, aus der Starre des unbewegten Stehens für einen Augenblick lösen und die eingefrorenen Glieder auftauen wollte, mottschkerte er: „Bleib, wie du

bist! Wie soll ich jemals an ein Ende kommen, wenn du so herumhüpfst.“

Wie sollte er jemals an ein Ende kommen – genau das hatte sie sich Woche um Woche gefragt. Er bestand gnadenlos auf Pünktlichkeit und absolutem Gehorsam gegenüber seinen Anweisungen. Wenn sie erschöpft nach Haus wankte, rechnete sie die Stunden aus, die sie ihm als Modell zu Willen war, rund zweihundert Stunden der Qual, der Fron, der Tortur hatte sie durchgestanden.

Von Klimt gemalt zu werden war die Krönung ihres jungen Lebens, die sie erträumt und erkämpft hatte. Aber jetzt war es genug. Schluss. Aus! *Finita la commedia!* Das Bild war schon signiert. Es war fertig. Das hatte sie beschlossen und den Coup seit Wochen vorbereitet: ihm einfach das Bild zu entreißen und damit zu verschwinden. Natürlich würde er protestieren, geharnischte Briefe schreiben, vielleicht mit einem Anwalt drohen – alles war möglich.

Aber erst einmal war es ihr gelungen, mit dem Bild zu entkommen. Der bei der Autofahrt gekrümmte Hals würde tagelang schmerzen, sich aber von selbst wieder aufrichten, wenn sie auf ihr Porträt schaute, auf das Meisterwerk des größten Malers ihrer Zeit. Dass es ein Meisterwerk sein würde, stand außer Frage.

Der Maler indes schrieb keine wütenden Briefe: Er schrieb überhaupt keine Briefe, er schrieb eine Rechnung. Nicht ihr, sondern ihrem Liebhaber, der das Bild in Auftrag gegeben hatte. Die Forderung war gesalzen – für das Honorar von zwanzigtausend Kronen konnte man eine hübsche Wohnung im 7. Bezirk kaufen.

Sie würde ihn im Atelier besuchen, sich bei ihm bedanken, sich mit ihm aussöhnen. Nicht sofort, in ein paar Wochen vielleicht.

Der Maler war ein Monstrum, aber immer noch ein göttliches.

A BANKERT

A Bankert“, sagten die Verwandten, die in den Kinderwagen blickten. „A fesches Bankert.“

Das klang mehr feststellend als hämisch, es kam ja oft genug vor. So ganz schlimm war es nicht: hatte dieses Kind doch einen Vater, auch wenn dieser nicht mit der Mutter verheiratet war. Wie viele Kinder kamen in Wien vaterlos zur Welt, ohne Chance, jemals an einen solchen zu gelangen.

Das Bankert wurde am 27. Januar 1891 in Wien geboren und auf den Namen Friederike Maria Geissler ins Register eingetragen. Keine Taufe. Die Mutter, Isabella Geissler, ein katholisches Dienstmädchen, war aus Salzburg nach Wien gekommen. Der Vater, Emil Beer, stammte aus einer jüdischen Familie, die aus Ungarn eingewandert war, Geschäftsmann im elterlichen Textilhandel. Ein „unebenes“ Paar, sagten die Leute. Ein Paar, bei dem nichts stimmte, außer einem: der Liebe. Die war innig und wetterfest und trotzte allen Stürmen, die das Leben reichlich bereithielt.

Als Friederike ein junges Mädchen von zwölf, dreizehn Jahren war, wollte sie von ihrer Mutter Isabella immer die Liebesgeschichte der Eltern hören. Auch wenn sie sonst eher gegen ihr bürgerliches Zuhause rebellierte, wurde sie ganz still, nachgerade andächtig, wenn sie erfuhr, wie diese beiden Menschen, denen sie ihre Existenz verdankte, sich gefunden hatten.

Isabella, ihre Mutter, war im wahrsten Sinne des Wortes in Wien eine Zugewanderte. Hatte sich doch das elfjährige Mädchen im Jahr 1877 von Salzburg aufgemacht, mit nichts als etwas Unterwäsche und ein paar kleinen Geldstücken im Gepäck, um nach Wien zu laufen. Dreihundert Kilometer zu Fuß. Ihr Onkel,

der hochwürdige Salzburger Erzbischof, hatte dem Mädchen eine Liste mit Unterkünften bei Nonnen mit auf den Weg gegeben und ihr wie ein wertvolles Geschenk die Adresse eines entfernten Cousins in Wien überreicht, dem er das Mädchen anempfohlen hatte. Zwar hatte der hochrangige Beamte, Regierungsrat Dr. Karl Sinnhuber, eher kühl auf das Ansinnen reagiert, sich um das Mädchen zu kümmern. Er habe bereits eine Haushälterin und zwei Dienstmädchen, sein Junggesellenhaushalt sei damit ausreichend ausgestattet, aber er werde sich umhören, wo das junge Ding gebraucht werden könnte.

Der Onkel Bischof hatte die Nichte Isabella offensichtlich ins Herz geschlossen, war sie doch ein aufgewecktes Mädchen, das ihn mit ihren klugen Fragen überraschte. Auch wenn er sie oft zurechtweisen musste, grenzten manche Bemerkungen doch an Häresie: „Also, wenn ein Vater seinen Sohn liebt, lässt er ihn doch nicht freiwillig kreuzigen, oder?“

Der Vater war kaiserlicher Forstbeamter. Das hörte sich gut an, aber das Gehalt war niedrig. Der Hof in der Nähe von Salzburg, auf dem er mit seiner Frau und den vierzehn Kindern lebte, warf nichts ab außer dem selbstgezogenen Gemüse. Es reichte hinten und vorne nicht, die große Familie zu ernähren.

Isabella hatte die sechsjährige Volksschule beendet, sie hätte jetzt als Magd auf einen Hof oder in einen Haushalt gehen müssen. Auf einen Bauernhof wollte sie nicht, begüterte Familien, die sich Dienstpersonal leisten konnten, gab es im Salzburger Land nur wenige.

„Ich gehe nach Wien!“, hatte Isabella schon mit acht Jahren verkündet, auch wenn sie sich keine Vorstellung von der Stadt machen konnte. Die Eltern ließen sie ziehen. „Wenn es jemand schafft, dann Isabella“, sagten sie, als das Kind sein Ränzelschnürte und Abschied nahm.

Sie brauchte einen vollen Monat. Tagsüber wanderte sie, nachts schlief sie in Heuschobern oder am Straßenrand. Sie wollte nicht in Nonnenklöstern übernachten. Vielleicht behielten die ehrwürdigen Schwestern sie gegen ihren Willen hinter ihren Mauern und steckten sie in eine Tracht mit Flügelhaube.

Nach dreißig Tagen kam sie in Wien an, braungebrannt, müde und ohne einen Kreuzer. Sie riss die Augen auf und konnte sich nicht sattsehen an den prachtvollen Straßen, Plätzen und Palästen. Auch in Salzburg gab es imposante Kirchen und Häuser. Aber kein Vergleich zu Wien. Dreimal umrundete sie die Hofburg, lief aufgeregt hin und her, verlor sich in den weitläufigen Flügeln und Trakten, fand durchs Schweizertor wieder hinaus. „Hier regiert unser Kaiser Franz Joseph“, sprach sie eine Dame in langem Kleid und mit einem federgeschmückten Hut an. Glaubte wohl, ein Kind vom Lande belehren zu müssen. Als hätte Isabella in der Schule nicht aufgepasst!

Dann machte sie sich auf, die Ungargasse zu suchen, die Adresse, die der Onkel ihr mitgegeben hatte. Fragte schüchtern nach dem Weg; am liebsten wandte sie sich an junge Mädchen, die wie Dienstmädchen ausschauten, aber die hatten alle keine Zeit und fertigten sie kurz ab: „Nimm die Bim!“ Die Pferdetrampway war offensichtlich der Stolz aller Wiener. Wahrscheinlich brauchte man eine Fahrkarte. Sie hatte aber kein Geld. Und wie hätte sie sich zurechtfinden sollen, welche Tram die richtige war, wo sie aussteigen sollte? So fragte sie unbeirrt weiter nach dem Fußweg.

Es war schon Abend, als sie in der Ungargasse eintraf. Das Haus, in dem der unbekannte Onkel Regierungsrat wohnte, wirkte vertrauenerweckend, ein fünfstöckiger Bau mit gelbem Anstrich und reich verzierter Fassade. Als sie auf dem Klingelschild den Namen Dr. Sinnhuber entdeckte, war ihr vor Erleich-

terung zum Weinen zumute. Ihre Wanderung hatte ein Ende. Heute war die erste Nacht nach einem Monat, in der sie in einem richtigen Bett schlafen würde. Oder wenigstens auf einer Decke auf dem Fußboden. Nicht mehr im Freien.

Zuhause gab es keine Klingeln. Auf dem Land standen die Haustüren Tag und Nacht offen. Oder es gab Klopfer aus Holz oder Metall, die an einem Brett neben der Tür hingen. Damit die schwerhörigen alten Leute mitbekamen, wenn jemand ins Haus kommen wollte.

Sie drückte die Klingel. Nichts rührte sich. Ob sie etwas falsch machte? Ob der Messingknopf gar nicht gedrückt, sondern herausgezogen werden musste? Sie versuchte es vergebens. Drückte gegen die schwere Holztür. Die blieb verschlossen wie die Paradiespforte für den Sünder. Am liebsten hätte sie sich auf das Trottoir vor die Tür gesetzt und einfach gewartet. Vielleicht war der Onkel Sinnhuber zum Nachtessen ausgegangen und kam bald zurück. Aber die Haushälterin könnte doch aufmachen!

Irgendwann öffnete sich die Tür, ein älteres Paar trat heraus, feingemacht, als wolle es ins Theater gehen. Die Frau roch stark nach Parfüm. Sie schaute das Mädchen durchdringend an, das so merkwürdig verloren vor dem Haus herumstand. „Was machst denn du hier?“, fragte sie. „Wir sind spät dran“, wollte der Mann sie fortziehen. Aber Isabella sagte schnell: „Ich will zu meinem Onkel, dem Herrn Doktor Sinnhuber. Ich bin aus Salzburg gekommen. Darf ich am Gang auf ihn warten?“

Da blieb auch der Mann stehen und schaute das Kind an. Das Sprechen überließ er seiner Frau. Der hatte es aber die Sprache verschlagen. „Aber Kinderl, weißt du denn nicht?“, brachte sie schließlich heraus. „Der Doktor Sinnhuber ist vor einer Woche gestorben. An einem Schlaganfall. Wir haben ihn heute Morgen beerdigt.“ Isabella schaute die Frau ungläubig an, dann drehte sie

sich abrupt um und fing an zu laufen. Lief und lief, als ginge es um ihr Leben. Hörte nicht, wie die Frau hinter ihr herrief: „Aber wo willst du denn hin?“

Die erste Nacht in Wien verbrachte sie unter einer Bank in einem kleinen Park, die nächste versteckte sie sich hinter Grabsteinen auf einem Friedhof, das erschien ihr sicherer. In der dritten kam ein Gendarm und scheuchte sie davon. „Ich brauche eine Stellung“, sagte sie. „Aber du bist noch ein Kind, geh’ nach Hause!“ – „Ich habe kein Zuhause, ich will arbeiten!“ – „Geh nach Hause“, sagte der Gendarm eindringlicher, „ich weiß, wo du hier endest.“ Isabella hatte keine Ahnung, was er meinte.

Sie lief davon, wusste nicht, wo sie war, die Straßen waren leer und dunkel. Wenn einsame Zecher durch die Straßen torkelten, versteckte sie sich im Schatten eines Hauseingangs. Irgendwann blieb sie müde im Torbogen eines Hauses liegen und wachte erst auf, als es schon hell war und eine alte Frau sie ansprach: „Geht es dir nicht gut, Kinderl?“ Isabella strich ihr Kleid glatt und drehte sich um.

Schon Tage zuvor hatte sie am Opernring ein großes Gebäude mit dem Schild „Polizei“ gesehen. Sie fasste sich ein Herz und ging schnurstracks hinein. Kam in eine Amtsstube, in der zwei Beamte an gegenüberliegenden Schreibtischen arbeiteten. Einer drehte sich sehr langsam zu ihr um: „Hast du deine Mama verloren?“, fragte er.

„Ich brauche Hilfe, ich suche eine Arbeit.“

„Dazu bist du viel zu jung.“

„O nein“, widersprach Isabella heftig. „Ich bin auf einem Bauernhof großgeworden, ich kann zupacken.“

„Das mag schon sein, aber es ist gegen das Gesetz. Kinderarbeit ist abgeschafft.“ Über die vielen Ausnahmen sagte er lieber nichts.

Isabella aber ging nicht, als der Polizist sie hinauswinkte. „Komm einmal mit!“, sagte schließlich der ältere Kollege und ging mit ihr an der Karlskirche vorbei in die Alleegasse. Wenn der mich in ein Waisenhaus stecken will, lauf ich weg. Schneller als dieser dicke alte Mann bin ich auf jeden Fall, dachte Isabella. Aber der Polizist hielt an einem Haus, an dem ein Messingschild auf eine Vermittlungsstelle für Hausangestellte hinwies. „Versuch dein Glück!“, mit diesen Worten verschwand er.

In einer Schlange standen mehr als ein Dutzend junger Mädchen und Frauen. Mit Sicherheit war sie die Allerjüngste. Hinter dem Schranken thronte ein Beamter mit ausdruckslosem Gesicht. Als sie an der Reihe war, sagte er mit einer Stimme, die gefährlich leise klang: „Wir vermitteln keine Kinder!“ und signalisierte, sie möge verschwinden. Wischte sie mit einer Handbewegung weg, als wäre sie ein lästiges Insekt. „Ich bin fünfzehn“, log Isabella tapfer. Der Mann sah sie durchdringend an und schüttelte den Kopf. Isabella blieb stehen, als wolle sie in diesem Raum festwachsen. Der Beamte schien zornig zu werden, drehte den Kopf und rief durch die geöffnete Nebentür einen Namen. Sofort erschien eine kräftig gebaute Frau mit resolutem Blick und straff aus dem Gesicht gekämmten Haaren. Die nimmt mich jetzt an beiden Armen und schleift mich mit Gewalt hinaus, erwartete Isabella. Die Frau nahm sie aber nur an einem Arm, beinahe behutsam, führte sie in ein anderes Büro, schloss die Tür, hörte sich unbewegt Isabellas Geschichte an. Stellte nur eine Frage: „Durch welche Orte bist du auf deiner Wanderschaft von Salzburg nach Wien gekommen?“ – „Neumarkt, Vöcklabruck, Kremsmünster, Bad Hall, Steyr, Amstetten, Melk, St. Pölten ...“ Die Frau gebot ihr Einhalt, holte ein Blatt Papier aus einer Schublade und fing an zu schreiben. Das dauerte eine Weile. Isabella saß auf dem Sessel wie auf einem Arme-Sünder-Stocklerl, ganz vorn auf der

äußersten Kante, als hätte sie kein Recht, die ganze Sitzfläche einzunehmen. Die Frau faltete das Schreiben, steckte es in einen Umschlag, adressierte und drückte mit einem solchen Aplomb einen Stempel auf die Rückseite, dass Isabella erschrocken aufsprang. „Geh zu dieser Adresse, vielleicht hast a Masn.“ Schon war die Frau durch die Tür verschwunden. Isabella hatte nicht einmal „Danke“ sagen können. Wenn es denn etwas zu danken gab.

Das gab es, denn mit der offiziell beglaubigten Empfehlung kam Isabella Geissler als Küchenmädchen in einen vornehmen jüdischen Haushalt. Sie schälte Kartoffeln und schnitt Zwiebeln, entkernte Zwetschken und dörnte Äpfel, reinigte den Herd mit Scheuerpapier und Sand, walkte Wäsche und schrubbte die Böden. Die feinen Herrschaften sah sie fast nie. Das Regiment der Köchin war streng. Aber Isabella hatte ein Dach über dem Kopf, eine schmale Schlafkoje im Zimmer der Mägde und genug zu essen. Ihren Eltern schrieb sie die neue Adresse, welch ein Glück, sie habe eine Stellung gefunden.

Ihr Onkel, seine Exzellenz Franz Albert Eder, schrieb zurück, lobte ihren Eifer und ermahnte sie, fromm und tugendhaft zu bleiben. In jeden Brief legte er eine ganze Krone. Sie drehte die silberne Münze in der Hand: Auf der Vorderseite war der Kaiser Franz Joseph mit Lorbeerkranz abgebildet. Der Onkel erwartete wohl, dass die Nichte für die Aussteuer sparte.

Doch sie ging mit anderen Dienstmädchen in den Prater und gab das Geld für Schleckereien und Karussell aus.

Sie war geschickt im Haushalt und stieg vom Küchenmädchen auf, kam ins Bügelzimmer, wo sie für Bettwäsche und Handtücher verantwortlich war. Alles musste blütenweiß und auf Kante gebügelt sein. Für die Leibwäsche der Gnädigen Frau und des Gnädigen Herrn war eine ältere Magd zuständig, diese Wäsche

war sakrosankt, daran hätte man ein junges Mädchen nicht herangelassen.

Aber man konnte auch als Dienstmädel Karriere machen. Isabella hatte die ersten Stufen dieser Leiter erklommen.